



War schon für seinen Erbauer lukrativ und lässt sich seitdem immer wieder verkaufen: Nachbau des Eiffelturms im Grand Palais für eine Haute-Couture-Präsentation Foto AFP

Geschichten sind zum Vermarkten da

Französisch veredelt: Luc Boltanski und Arnaud Esquerre führen die jüngste Expansion des Kapitalismus vor, und sie kennen die neuen Armen.

Wer heutige marktwirtschaftliche Ökonomen unter dem „Joch des Kapitalismus“ sieht, der muss Arbeit als Herrschaftsverhältnis begreifen. Er muss voraussetzen, dass dieses Joch nicht selbstgewählt ist, sondern sich der Unterwerfung unter ein Verhältnis von Klassenherrschaft verdankt. Andernfalls ist das Bild vom Joch nur eine nostalgische Reminiszenz an Zeiten, wo es noch eine Arbeiterschaft als Klassensubjekt gab, dessen Selbstentfaltung von den Profituren dieser Wirtschaftsordnung in Dienste ihrer Bereicherung verhindert wird.

Nun heißt das neue Buch der französischen Soziologen Luc Boltanski und Arnaud Esquerre ausgerechnet „Bereicherung“. Und am Bild vom Kapitalismus als Joch halten die Autoren auch fest. Doch mit dem sprichwörtlichen „Enrichissez vous!“ eines französischen Juste Milieu hat das nichts mehr zu tun. Bei Boltanski und Esquerre bereichern sich nämlich nicht mehr die Reichen. Es sind nunmehr die Dinge, die angereichert werden: In der „Bereicherungsökonomie“, die Boltanski und Esquerre als die heutige Ausformung des Kapitalismus ansehen wol-

len, wird Profit aus der Ausbeutung nur noch einer einzigen Quelle gewonnen, nämlich aus der Ausschlichtung von Vergangenheit. Das Ding – aber auch die Profession und die Person –, das keine erzählbare Vergangenheit aufweist, hat in dieser Ökonomie auch keine Zukunft.

Boltanski und Esquerre zufolge leben wir in einer postindustriellen Gesellschaft geführt (das kann als unstrittig gelten), die von der Auslagerung der industriellen Produktion von Standardartikeln, insbesondere der Elektronik, in Niedriglohnländer geprägt sei. Zwar rangiert der Verkauf von Artikeln aus dieser industriellen Massenproduktion weiterhin an erster Stelle – doch dafür interessieren sich Boltanski und Esquerre nicht. Ihnen geht es allein um die Expansion kapitalistischen Wirtschaftens in neue Gebiete.

In ihrem Buch möchten sie den ökonomischen Wandel verständlich machen, der mit einer Verbindung von Kunst, Kultur, Luxusindustrie, Patrimonialisierung und Tourismus einhergeht. Auf diesem Terrain werde heute beträchtlicher Profit generiert: Nicht, indem Waren neu geschaffen würden, sondern durch die Anreicherung bereits vorhandener Dinge. Es geht um Dinge, die mit den Anmutungen von Authentizität und Einzigartigkeit aufgeladen werden, um das Außergewöhnliche, das Besondere, Echthe und Unvergängliche.

Man darf da natürlich an Luxuskonzerne wie Louis Vuitton denken, zu deren Produkten Mode, Champagner, Parfüme, Uhren oder Schmuck zählen. Doch Boltanski und Esquerre greifen auch auf gastronomischen und ökologischen Tourismus aus, auf Eventmarketing, Festivals

und Volksfeste – insgesamt auf die Veredelungsindustrie unter französischem Vorzeichen. Die Chance dieser Ökonomie liegt darin, dass sie sich im Prinzip alles einverleiben kann. Zwar nicht gerade die industrielle Schweinemast oder die Produktion von Futtermitteln; wohl aber lässt sich eine Region als althergebrachtes Zentrum des Anbaus irgendeiner alten Spezialität vermarkten.

Was es aber zu keiner vermarktbaren Geschichte bringt, das braucht in diesem neuen Kapitalismus keiner mehr. Die neuen Armen sind für Boltanski und Esquerre die vormalige Klasse der Industriearbeiter. Den Verlust ihrer Arbeitsplätze durch die Verlagerung der Produktion in die Billiglohnländer konnten sie kulturell nicht kompensieren. Boltanski und Esquerre zufolge bleiben diese Kulturverlierer zwar noch ein Teil von ihnen beschriebenen Bereicherungsökonomie, doch nur in prekären und subalternen Beschäftigungen.

Wer dagegen im glamourösen Zentrum dieser Ökonomie mitmachen möchte, braucht als Konsument Vermögen, und als Produzent wenigstens etwas kulturelles Kapital. Und sei es auch nur in Form einer Hochschulbildung in irgendeinem Fach der Kultursphäre. Solche Studiengänge haben zwar mit Einzigartigkeit in etwa so viel zu tun wie eine Flasche Beaujolais Nouveau vom Discounter. Aber wer dort nicht wenigstens die Bereitschaft zur Selbstausbeutung erlernt, kann rasch absinken ins „Kreativprekariat“.

Das Buch ist keine leichte Lektüre, sondern verlangt vom Leser ziemliches Durchhaltevermögen. Erhellende Beispiele für ihre These einer Ökonomie

der Geschichten werden von den Autoren äußerst knapp gegeben. Belege des behaupteten ökonomischen Wandels etwa in Form von Statistiken oder historischen Reihen fehlen ganz. Als Beispiel seines eigenen Gegenstandes – Wertsteigerung durch eine fesselnde Erzählung – fällt dieses Werk komplett durch. Seine zentrale These hätten die Autoren in Form eines Aufsatzes erschöpfend und vermutlich auch eingänglicher darstellen können.

Schon allein deshalb, weil Boltanski und Esquerre auf eine breite empirische Fundierung ohnehin verzichten und sich ganz auf Frankreich als exemplarische Ausprägung der von ihnen ins Auge gefassten Bereicherungsökonomie beschränken. Diesbezügliche methodische Bedenken werden von den beiden mit einer Lässigkeit weggeschoben, die an Unseriosität grenzt. Klar, sie seien in ihrer Untersuchung „höchst eklektizistisch“ herangegangen, und man könne das durchaus „Rosinenpickerei“ nennen. Aber wir sind nun mal Franzosen, und wir schreiben über Kultur, also warum in die Ferne schweifen? Pardon, Messieurs, aber französischer Theorie-Export war schon einmal authentischer, einzigartiger und insofern wertvoller.

GERALD WAGNER

Luc Boltanski und Arnaud Esquerre: „Bereicherung“. Eine Kritik der Ware.

Aus dem Französischen von Christine Pries. Suhrkamp Verlag, Berlin 2018. 700 S., geb., 48,- €.

Ohne ein Wort des Bedauerns

Wie hielten sie es mit Hitler? Paul Erdmann untersucht die Geschichte der Rotary Clubs Stuttgart und München

Paul Erdmann, evangelischer Theologe, pensionierter Studiendirektor am Staatlichen Seminar für Schulpädagogik und Mitglied im RC Stuttgart, hat auf fast tausend Seiten viel neues und detailliertes Quellenmaterial zu Rotariern der Clubs in Stuttgart und München zusammengetragen. In seiner Analyse steht jene Frage im Zentrum, die noch 1983 im „Spiegel“ für große Aufregung gesorgt hatte: Wie haben sich Rotarier vor dem Hintergrund ihrer humanitären Prinzipien und der Vorgabe, sich aus der Tagespolitik herauszuhalten, gegenüber dem Nationalsozialismus und ihren jüdischen Mitgliedern bis zur „Selbstaflösung“ 1937 verhalten?

Bereits 1963 hatte Friedrich von Wilpert im Bonner Rotary Club eine interne Studie zu dem höchst angepassten Verhalten seiner Mitglieder gegenüber dem Nationalsozialismus verfasst, dessen Publikation aber der Gouverneursrat verzögerte und das Manuskript im Bundesarchiv mit Sperrfrist bis zum Jahr 2000 deponieren ließ. Der engagierte Rotarier von Wilpert stammt ebenso wie Erdmann aus einer Pastorenfamilie; er veröffentlichte sein Werk 1981 in einer Auflage von fünfthundert Exemplaren als Privatdruck.

Erdmann blickt tief in die Motivationslage und das individuelle Verhalten von Clubmitgliedern in Stuttgart und München und erforscht deren Biographien. Vergleichendes Leitmotiv dabei bleibt die Vier-Fragen-Probe des Gründers von Rotary in Chicago, dem Rechtsanwalt Paul Harris: „Ist es wahr, bin ich aufrichtig?“ – „Ist es fair für alle Beteiligten?“ – „Wird es Freundschaft und guten Willen fördern?“ – „Wird es dem Wohl aller Beteiligten dienen?“

Der Autor entwickelt ein differenziertes Bild des Verhaltensspielraums von jenen Rotariern, die Freimauren gleichgesetzt wurden und nicht nur von der katholischen Kirche verdächtigt wurden, die Gesellschaft zu unterwandern. Die Linke wiederum sah in dieser Gruppierung ein kapitalistisches Kontaktnetzwerk von Unternehmern. Die Nationalsozialisten blieben ambivalent, einerseits fürchteten sie das internationale Netzwerk, die internationale Jugendarbeit sowie die Verbindungen in die Vereinigten Staaten und verachteten die Ausschöpfung von Frankreich.

Gleichzeitig suchten sie Kontakte zu bürgerlich-konservativen Eliten, und bei der Olympiade 1936 wurden die Rotarier ins Schaufenster für die Weltöffentlichkeit gestellt, da sie durchaus den NS-Staat verteidigten und im März 1936 in der Vereinszeitschrift „Rotarier“ zur Wahl der NSDAP aufgerufen hatten. Hitler misbrauchte noch 1937 einen Besuch von Jugendlichen des Französisch-Österreichischen und Deutschen Rotary Comités für Jugendaustausch am Berghof, um Friedensabsichten vorzutäuschen.

Erdmann weist nach, dass durch die württembergische liberale demokratische Prägung und die Ablehnung von Antisemitismus durch einzelne Mitglieder hier ein außergewöhnliches Biotop entstanden ist. Gleichzeitig wurde der NS-Staat akzeptiert. Der langsam wachsende Widerspruch gegen das nationalsozialistische Regime wurde nach anfänglicher Systemwechsel-Akzeptanz durch Zustimmung zur Zerschlagung der Sozialdemokratie und den Notverordnungen sowie durch autoritären Deutschnationalismus unterdrückt.

Das zweite Drittel des Buches ist einem subtilen Vergleich mit den Mitgliedern des 1928 gegründeten RC München gewidmet, der rasch nach der politischen Machtergreifung der NSDAP 1933 seine Mitglieder jüdischer Herkunft ausschloss. Bekannt ist der Fall des Schriftstellers Thomas Mann, der als politisch Verfeimter ausgeschlossen wurde und dies in seinem Tagebuch kommentierte: „Ich erhalte vom Rotary-Club München denselben Brief mit der trockenen Mitteilung der Streichung meines Namens (...). Erschütterung, Amüsement und Stauen über den Seelenzustand dieser Menschen, die mich, eben noch die ‚Zierde‘ ihrer Vereinigung, ausstoßen, ohne ein Wort des Bedauerns, des Dankes, als sei es ganz selbstverständlich.“ Insgesamt wurden in Deutschland nach 1933 fünfhundert Personen aus dem Rotary-Mitgliederlisten gestrichen, die Gesamtzahl der Rotarier im gemeinsamen Distrikt des Deutschen Reichs und in Österreich sank auf 1.200.

Viel neues und aber auch publiziertes Material stellt Erdmann in seiner nachfol-

genden Analyse des berüchtigten „Protests der Richard-Wagner-Stadt München“ gegen Thomas Mann zusammen, nachdem dieser in einer Reihe von Vorträgen in München, Amsterdam, Brüssel und Paris das Genie Richard Wagner kritisch neu analysiert und damit den deutschnationalen Wagner-Kult massiv in Frage gestellt hat. Federführend beteiligt am Protest war der Münchner Generalmusikdirektor Hans Knappertsbusch, ein Clubfreund von Thomas Mann, drei rotarische Freunde wirkten beratend mit, und zwei finden sich unter den Unterzeichnern dieser Femeschrift. Auf dreihundert Seiten leuchtet Paul Erdmann die Akteure und Unterzeichner des Protests aus – inklusive ihrer NS- und Spruchkammerakten.

Der Autor versucht, alle Schichtungen menschlicher Haltungen und ethischer Einstellungen zu berücksichtigen, ohne jedoch manchmal entsprechende historische Quellenkritik zu betreiben. Dabei geht Erdmanns Versuch, bei Knappertsbusch kon-

Paul Erdmann: „Rotarier unterm Hakenkreuz“. Anpassung und Widerstand in Stuttgart und München. Historische Ermittlungen, ethische Einschätzungen.

Salier Verlag, Leipzig 2018. 980 S., geb., 39,90 €.

troverse Kunstauffassungen als Motivationslage unter Ausklammerung der politischen Rahmenbedingungen ins Zentrum zu stellen, ebenso ins Leere wie die relativierende Darstellung des Komponisten Hans Pfitzner, der auch nach 1945 bekennender Antisemit blieb. Erdmann liefert überdies für die Debatte um Richard Strauss und den Nationalsozialismus neue Zugänge und wird damit die kulturgeschichtliche Diskussion bereichern, selbst wenn manche seiner Bewertung von Strauss nicht zustimmen werden.

So entsteht eine spannende qualitative Elitenstudie über das Verhalten von Bildungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftseliten im Deutschland der Jahre 1933 bis 1937. Der Untersuchungsgegenstand ist aber klein: Der RC Stuttgart hatte 1930 nur 34 Mitglieder (1936 bereits 54), jener in München 57 Mitglieder (1936 nur mehr 50). Trotzdem wird der Handlungsspielraum in einer totalitären Diktatur anschaulich gemacht. Ein Personenregister hätte der Verlag unbedingt bereitstellen müssen.

Da Rotary Clubs in Deutschland als private Vereine trotz des „Anschluss-Verbots“ der Pariser Friedensverträge im Rotationsprinzip von einem deutschen und von einem österreichischen District Governor verwaltet wurden, ist das Verhalten der „österreichischen Legionäre“ in der Dollfuß-Schuschnigg-Diktatur relevant. Die Österreicher drängten dabei noch stärker als manche reichsdeutschen Funktionäre auf frühe und extrem kompromissbereite Verhandlungen mit den Nationalsozialisten: So hat Governor Ernst Prinzhorn, ein Papierindustrieller, 1933 den Reichsführer SS Heinrich Himmler getroffen und nach österreichischen mündlichen Quellen Hitler sogar bereits 1932 kontaktiert. Auch war in Österreich die Bereitschaft zum Abschluss von Juden und Freimauren noch größer, obwohl es nach wie vor bis 1938 jüdische Mitglieder in Österreich gab.

Spannend wäre es, wenn künftige Forschungen intensiver als Erdmann anhand des von ihm nicht verwendeten Materials der Rotary Zentrale in Evanston bei Chicago beziehungsweise des Europa-Büros in Zürich die Positionen der Spitzenfunktionäre gegenüber Diktaturen in der Zwischenkriegszeit unter die Lupe nehmen könnten, um die Hintergründe für die Appeasement-Politik Rotarys genauer untersuchen zu können. Im November 1933 kommentierte der „Rotarian“ die Gespräche des Präsidenten von Rotary International, John Nelson, mit „Rotary Carries On in Germany“ – und erwähnte beiläufig, dass Juden gezwungen wurden, ihre Clubs zu verlassen. Weitere drei Präsidentenbesuche änderten nichts an dieser Haltung. Für jüdische Flüchtlinge gab es in der Folge keine Unterstützung seitens der Führung Rotarys, nur einige wenige Clubmitglieder in den Vereinigten Staaten und Großbritannien versuchten sich hier zu engagieren.

OLIVER RATHKOLB

Wie Literatur vor Verstrickung bewahrt

Hans Christoph Buch blickt in „Stilleben mit Totenkopf“ auf das Leben seines Lieblingsschriftstellers zurück

Hui, diese Behauptung ist steil: „Roman“ nennt Hans Christoph Buch (oder der Verlag?) sein neues Werk „Stilleben mit Totenkopf“, das aber als „Memoiren“ charakterisiert werden müsste, denn der Gegenstand ist Hans Christoph Buch und was er erlebt hat in den bislang vierundsiebzig Jahren seines Lebens. Natürlich nicht alles; dafür ist dieses Leben viel zu unstill, reich und abenteuerlustig gewesen. Buch preist sich ja nicht zu Unrecht dafür, dass er den Dingen auf den Grund gegangen ist (und noch immer geht), sprich: dass er die ganze Welt bereist hat, um selbst in Augenschein zu nehmen, worüber er schreibt.

Besondere Expertise – das wissen die Leser dieser Zeitung – hat er sich im Falle Haitis erworben, was einen familiengeschichtlichen Hintergrund hat, denn Buchs Großvater war dort Apotheker. Und auch Afrika hat der Schriftsteller immer wieder aufgesucht, ohne Rücksicht auf persönliche Gefährdungen. So beginnt „Stilleben mit Totenkopf“ denn auch mit einer atemlosen, im August 2017 buchstäblich ohne Punkt und Komma geschriebenen Impression aus der zentralafrikanischen Hauptstadt Bangui und endet mit einem offenen Brief an Bundespräsident Steinmeier, den Buch im selben Monat und am selben Ort verfasst hat und in dem er deutsches Engagement für Afrika einklagt. Zeitgemäßer kann ein Roman kaum sein. Natürlich auch kein anderes Buch.

Ob Hans Christoph Buch die Titulierung als „Roman“ damit rechtfertigen

will, dass er ein munteres Verwirrspiel mit chronologischen Abläufen betreibt? So beschreibt er ein Frühstück in der New Yorker Wohnung der Schriftstellerin Susan Sontag vom Februar 1980, und als einen möglichen Anlass für die Einladung führt Buch ein gemeinsam verfasstes Telegramm an Fidel Castro an, in dem er und Sontag die Freilassung von Armando Valladares verlangt hatten, der mehr als zwanzig Jahre in kubanischer Haft saß. Erfolgreich, wie Buch sich rühmen darf, aber sofern es tatsächlich einen Zusammenhang zwischen dem Telegramm und Valladares' Ausreise gab, muss es 1982 abgeschickt worden sein. Da hat die Zeit anscheinend einen Umweg gemacht. So wie auch bei Buchs lebensverändernder Reise 1994, anlässlich seines fünfzigsten Geburtstags, nach Haiti, wo er mittels Wikipedia der Herkunft eines ihn entscheidend motivierenden Zitats nachspürte – sieben Jahre vor der Gründung der Online-Enzyklopädie.

Wobei das Marginalien sind, denn wie auch immer man Buchs Buch einordnen will: Es liest sich allemal wie ein Ro-

man. Es ist auch phantastisch wie ein Roman, etwa wenn der Verfasser behauptet: „Wie den meisten Autoren fällt es mir schwer, über mich selbst zu schreiben.“ Nichts fällt ihm leichter, denn „Stilleben mit Totenkopf“ dreht sich ja zur Gänze um Hans Christoph Buch. Aber das ist keine Schwäche, denn da gibt es wirklich etwas zu erzählen. Und es enthält wunderbare Porträts wie das von Joseph Brodsky oder auch von Heiner Müller, die nie zustande gekommen wären, wenn diese beiden Schriftsteller nicht der Eitelkeit von Buch geschmeichelt hätten. Durch ihre Freundschaft zu ihm, aber mehr noch durch Einbeziehung seiner Person in deren Schaffen. Und wer das von sich behaupten kann, der hat allen Grund, eitel zu sein.

Die durch die beiden zentralafrikanischen Texte scheinbar von 2017 bis 2017 reichenden Erinnerungen greifen viel weiter aus, übers ganze Leben von Hans Christoph Buch, dessen erste Erinnerung ins Lebensalter von elf Monaten zurückgeht, als er in den Armen seiner Mutter einem alliierten Luftangriff auf die Heimatstadt Wetzlar zusah. Elf Jahre später stürzten am neuen Wohnort der Familie, in Bonn-Kessenich, zwei Kampfflzeuge der britischen Armee bei einem Übungsflug in unmittelbarer Nähe des gerade schreibenden Knaben ab – die Verbindung von Beobachtung, Krieg und Schreiben ist der Cantus firmus dieser Memoiren. Und die Freiheit.

Als Dozent an der Universität von Qingdao, im früheren deutschen Pacht-

gebiet in China, hat Buch offen sein Credo verkündet: „Ich bin ein freier Schriftsteller, dem kein Staat und keine Regierung, aber auch keine Privatperson vorschreibt, was er sagen und schreiben oder was er nicht schreiben und nicht sagen darf. Diese Freiheit ist ein kostbares Gut, und ich möchte sie gegen nichts eintauschen.“

Hans Christoph Buch ist zweifellos zu konzedieren: Er ist ein unideologischer Schriftsteller. Als Angehöriger der Acht- undsechziger-Generation ging er auf Abstand zu den radikalen Kräften, als sie von ihm verlangten, dem gesellschaftlichen Engagement den Vorzug gegenüber der Kunst zu geben. „Aber ich war nicht bereit, Beckett oder Kafka über Bord zu werfen zugunsten von Günter Wallraff, und die Liebe zur Literatur hat mich vor schlimmeren Verstrickungen bewahrt.“ Als seine Lehrmeister im Formenspiel bezeichnet er Ernest Hemingway und John Reed, und deren Vermischung von Dichtung und Wahrheit gerade in den Reportagetexten mag das Vorbild für „Stilleben mit Totenkopf“ gewesen sein. Aber ein Roman? Dafür ist die wiederholt eingestreute Floskel „Oder was es...“, mit der der Autor gerade bei besonders lebendigen Detailerinnerungen augenzwinkernd Unsicherheit sät, dann doch nicht genug. Aber das Memoirenbuch vermittelt Neugier, Wagemut und Selbstbestimmtheit seines Verfassers in einer Intensität, die staunen macht. Und wie bei der Philosophie ist das doch auch bei Literatur der Anfang aller Dinge.

ANDREAS PLATTHAUS

Hans Christoph Buch: „Stilleben mit Totenkopf“. Roman.

Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2018. 249 S., geb., 20,- €.



Den Bestrebungen der Partei zuwiderlaufend: Verlautbarung des Reichsleiters der NSDAP Walter Buch im „Völkischen Beobachter“ vom 24. August 1937 Foto Hermann Schäfer